

UMSCHAU

Hören – Sprechen – Schreiben

Zum zehnten Todestag Ludwig v. Fickers

Wenn ich heute, mehr als 50 Jahre nach meiner ersten Begegnung mit Ludwig v. Ficker¹, versuche, mir das Eigentümliche, Unvergleichliche seiner Geisteserscheinung bewußt zu machen, dann war es wohl dies: Anders als der Durchschnittsintellektuelle, der immer in Gefahr ist, seinen jeweiligen Gesprächspartner, wie Ficker sagte, als Ohr zu mißbrauchen, war dieser selbst ein Hinhörender, welcher erst dann zur abwägenden Antwort ausholte, wenn der Mensch gegenüber sich diesem Zuhörer eröffnet hatte. Immer hielt dieser Sokratischer des Gesprächs dem andern die Chance offen, zu sich selbst zu kommen. Ficker war außerstande, ein Sachproblem oder ein Kunstwerk völlig losgelöst vom Schicksal des Sprechers oder des Künstlers zu betrachten. Der Weg seiner Wahrnehmung des Wirklichen führte immer durch das Medium des Menschlichen.

Dieser zutiefst ethischen Haltung entsprach auch sein eigener Sprach- und Sprechstil. Ficker sprach ein leicht tirolisch eingefärbtes österreichisches Idiom, vermied dabei jede Überdeutlichkeit und war in den begleitenden Gesten sparsam. Seine Darstellung war nie völlig abstrakt, wechselte immer wieder ins Bildhafte. Weil seine Bilder aus einer Sprache geboren waren, welche gleichnishaft die Wirklichkeit spiegelte, konnte Ficker doppelbödig sprechen. Sein Denken war nicht sprachfeindlich, sondern der Sprache untertan, war ein Denken in der Sprache selber, Mehrdeutigkeit nicht scheuend. Wenn Ficker redete, verzichtete er darauf, den Unterschied zwischen Alltagssprache und Schriftsprache zu markieren. Auch wenn in das Gespräch völlig unbetont die für Fickers geschriebene Sprache so typischen Topoi wie „Erkenntlichkeit“, „Ergiffenheit“, „Geistesverstörtheit“, „Wahr-

sinn“, „Geistesgegenwart“ u. a. einflossen, handelte es sich nicht um eine artifizielle Resakralisierung der Sprache, wie sie Stefan George und sein Kreis versucht hatten, sondern um Rückkehr in die Schöpfungswirklichkeit an der Hand der Sprache. Sprache als Vehikel des Geistes und Sprechen als menschliche Begegnung hatten für Ficker immer eine religiöse Relevanz. Von Ficker ins Gespräch aufgenommen werden bedeutete beim Teilnehmer sehr oft eine Entbindung der eigenen Sprachfähigkeit, war eine diskrete Einladung, sich auf einen neuen Erkenntnisweg zu begeben. Ficker hätte nie an öffentlichen Diskussionen teilgenommen, wie sie heute gang und gäbe sind. Obwohl gerade er Vordergründiges und Hintergründiges, Wahhaftiges und Verlogenes, Sprachwahres und Geschwätziges immer zu unterscheiden wußte, verzichtete er im Gespräch auf das schlagende, auf das niederschlagende Wort.

Erst von diesem Hintergrund her ist Fickers besonderes Verhältnis zu den Autoren vor allem der von ihm von 1910 bis 1954 herausgegebenen Zeitschrift „Der Brenner“ zu verstehen. Ohne es programmatisch zu betonen, war diese Revue von allem Anfang an als Raum des Gesprächs konzipiert, in dem gerade Gegner einen wechselseitigen Beitrag zur Wahrheitsfindung leisten sollten. Ausschlaggebend war die Sprachmächtigkeit der Mitarbeiter in einer geistigen Auseinandersetzung, die von allem Anfang durch die Gegenpole *Georg Trakl* und *Carl Dallago* eine religiöse Dimension gewonnen hatte. (Diese Tatsache wird merkwürdigerweise oft übersehen. Der „Brenner“ war zu keinem Zeitpunkt eine bloß an ästhetischen Kriterien meßbare Zeitschrift.) Ficker, der fast gleichzeitig mit dem Beginn des „Brenner“ resolut

auf eine eigene literarische Produktion verzichtet hatte, erwies sich in der Folge als hingebungsvoller Ins-Gespräch-Bringer seiner Autoren. Unzählige Lese- und Schreibnächte waren die Konsequenz dieser seiner selbstvergessenen Hingabe. Welche Mühe ließ es sich dieser einzigartige Herausgeber kosten, einem Autor wie Carl Dallago zu sich selbst, zu seinem unverwechselbaren Ausdruck zu verhelfen! „Ich bin ihm“, bekannte er einmal mir gegenüber, „förmlich ins Hirn hineingekrochen.“ Er war es auch, der der Dichterin *Paula Schlier* mit fast unerschöpflicher Geduld half, aus ihren überfließenden Visionen nachvollziehbare Gesichte zu formen. Auch erinnere ich mich noch sehr genau, wie er einmal aus einer Fülle förmlich transpirierter Gedichte der *Hildegard Jone* mit feiner Witterung gerade jene auswählte und perspektivisch ordnete, welche dann die Schöpfung gleichsam wie durch Glasfenster schauen ließen.

Als ich selbst ihm einen Aufsatz, der in „Wort im Gebirge“ erschienen war, erwartungsvoll vorgelegt hatte, lautete seine Antwort: „Einverstanden, aber in der drittletzten Zeile des Satzes hätten Sie das sentimentale Rufzeichen sich und mir ersparen können!“ Er war, darin Karl Kraus verwandt, ein unerbittlicher Grammatiker. Wie vielen angehenden Dichtern und Schriftstellern hat er mit seinem behutsam-strengen Rat vorwärts geholfen, wie viele junge Menschen, welche sich zum Dichten berufen fühlten, hat er vor Dilettantentum bewahrt, indem er ihnen unmißverständlich nahelegte, überhaupt dieses gefährliche Spiel aufzugeben. Ficker selber hat, seit ihm das Geistesunternehmen „Der Brenner“ über den Kopf und zugleich ans Herz gewachsen war, nur mehr Vor- und Nachworte und Erinnerungen an Mitarbeiter für den „Brenner“ geschrieben. Eine Ausnahme bildet nur sein Brief an den Judenchristen *Johannes Österreich*, den er in der Zeitschrift „Die Erfüllung“ veröffentlichte: Dieser bildet, so scheint mir, den eigentlichen Drehpunkt für die dritte „Brenner“-Phase.

Dennoch wird Ficker auch als großer Schriftsteller, als Brief-Schriftsteller in die Ge-

schichte der Literatur eingehen; denn jede „Brenner“-Folge war Ergebnis und sichtbarer Ausdruck vieler geschriebener Gespräche. Dieser Editeur par excellence verfügte über ein höchst empfindliches inneres Gehör. Wenn man das Portrait Fickers von Kokoschka, das im Innsbrucker Ferdinandeum hängt, charakterisieren wollte, müßte man sagen, es stellt einen hörend Lesenden oder einen lesend Hörenden dar. Dieser Entbinder von Begabungen schrieb seine Briefe weder spontan noch impulsiv. Seine großen Briefe, verkleidete Abhandlungen, meist für einen einzigen Empfänger und Leser bestimmt, wurden tagelang entworfen, sorgfältig komponiert und mehrfach umgearbeitet, ehe sie abgesandt wurden. Fickers Briefe stellen nicht die Begleitmusik zu einem umfangreichen literarischen Werk dar, sie sind selber die noch nicht fertig ans Licht gehobene persönliche Hinterlassenschaft dieses Geistes. *Margit Rimpl* hat in ihrer linguistischen Dissertation einige Elemente der Fickerschen Kunstsprache und Sprachkunst herausgearbeitet: die Komplexität des Ausdrucks; den Nominalstil; Symmetrie, Spannung, Antithetik und Indirektheit der sprachlichen Formulierung. Ficker schrieb eine Prosa, deren beziehungsreicher Reichtum sich erst bei wiederholtem Lesen erschließt; aber da gibt es keinen Satz, der nicht ein menschlich-menschliches Flair atmete. Gewiß, man kann heute und morgen nicht mehr in so weit-schwingenden Satzbögen, nicht mehr so großartig umständlich schreiben, aber die Geisteshaltung, von der seine vielen Briefe beredt Zeugnis ablegen, wird in dieser, vom Geschwätz der Medien und der Werbebranche erfüllten Zeit Vorbild bleiben müssen, wenn es nicht zu einer zweiten babylonischen Sprachenverwirrung kommen soll: „... was mir bei allen Brenner-Mitarbeitern wichtig und von wesentlicher Bedeutung war, ist bei aller Verschiedenheit der Denkweise und intellektuellen Fähigkeiten der Existenz-Einsatz, der jedem ihrer Sätze das Rückgrat gab.“ Inhaltlich gesehen, wird vor allem aus Fickers Briefen an Brenner-Autoren neues Licht auf den inneren Weg der Zeitschrift selber fallen, auf den Weg eines über Jahrzehnte hinweg im

Geist *Ferdinand Ebners* geführten Dialogs, in dem schließlich keinem der Mitarbeiter und Leser die Entscheidung für oder gegen die Gestalt Christi, für oder gegen die Kirche erspart geblieben ist. Der Kreis der Adressaten dieses einzigartigen Briefschreibers reichte aber weit über „Brenner“ und Familie hinaus. Ficker wurde sehr oft auf dem Briefweg zum Beichtvater von Geistesängsten und Lebensnöten vieler, ihm zunächst unbekannter Menschen. So rät er einer durch die in Polen verübten Nazi-Greuel erschütterten Briefschreiberin: „Es ist ein ausgezeichnetes Mittel, die Tatsachen für sich sprechen zu lassen, aber wo sie Ihre Reflexion so in Bewegung setzen, daß diese selbst nicht mehr übergangen werden kann, da erleichtert das Freiwerden derselben den Kontakt mit dem unsichtbaren, aber im Geiste spürbar gegenwärtigen Zuhörer – es muß nicht unbedingt, aber es kann auch ein Briefempfänger sein –, dem das Herz in Gedanken zuneigt.“

Ein Letztes, das die Gespräche wie die Briefe Fickers charakterisiert, muß gesagt werden: sein existentielles Gefühl für die Unwiederholbarkeit des jeweiligen „Augenblicks“, für die mögliche Entscheidungsträchtigkeit jeder Form menschlicher Begegnung. Er, der bis an sein Lebensende ein unenttäuschbar Hoffender geblieben ist, war sich immer bewußt, daß jedes Gespräch, jeder Brief im Hinblick auf einen „Neuen Himmel“ und auf eine „Neue Erde“ zur „Zeit und Stunde“ werden kann, wenn nur wir Menschen der Du-Erfahrung Raum geben.

Ignaz Zangerle

¹ Ludwig von Ficker (1880–1967), Gründer und Herausgeber der Zeitschrift „Der Brenner“ (1910 bis 1954), Entdecker und Förderer Georg Trakls. – „Denkzettel und Danksagungen“ (Aufsätze und Reden, hrsg. v. F. Seyr, München 1967); Briefauswahl in Vorbereitung.

Christentum und politische Ordnung

Zur Neuauflage des Evangelischen Staatslexikons

Im Jahr 1966 erschien zum erstenmal das „Evangelische Staatslexikon“ (vgl. die Besprechung in dieser Zschr. 179, 1967, 231 f.). Den in den letzten zehn Jahren eingetretenen Wandlungen in Staat und Kirche sucht nun eine zweite, völlig neu bearbeitete Auflage Rechnung zu tragen¹. Das Werk ist um 60 neue Stichwörter erweitert; dafür wurden andere Stichwörter von nur vorübergehender Aktualität mutig gestrichen; mehr als 90 Artikel wurden völlig neu verfaßt und kaum ein Artikel ganz unverändert übernommen. Ergebnis: In 3000 sehr eng bedruckten Textspalten (Steigerung um etwa ein Siebtel des Umfangs) ist etwa die Grenze dessen erreicht, was sich überhaupt an Stoff in einem Band zusammenfassen läßt.

Die inhaltliche Kontinuität ist dadurch gewährleistet, daß dieselben Herausgeber verantwortlich zeichnen (mit Ausnahme des 1967 verstorbenen Mitbegründers Siegfried Grundmann). Nach zehn Jahren hat sich aber die

Schwierigkeit noch verschärft, mit der sich schon damals die Herausgeber auseinandersetzen mußten, was nämlich den spezifischen Charakter als *evangelisches* Staatslexikon ausmacht, von dem ein solches Werk seine besondere Rechtfertigung erhält. Gibt es doch auf evangelischer Seite keine verbindliche kirchenamtliche Soziallehre, die als geistiges Gerüst dienen könnte. Schon damals sollte deshalb in diesem Werk „weder eine konfessionalistische Haltung ausgedrückt noch der Anspruch erhoben werden, für die evangelische Christenheit oder gar für die evangelische Kirche zu sprechen“. In der Zwischenzeit (Schlagwörter: „Ökumenismus“, „Ideologiekritik“) ist der Meinungspluralismus gerade in politischen Fragen noch größer geworden, auch auf katholischer Seite, so daß es auch im Hinblick auf die geplante Neuauflage des (katholischen) Staatslexikons der Görres-Gesellschaft der Aufmerksamkeit wert ist, wie die Herausgeber mit der Vielfalt der Meinungen inner-